

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 9 (1904-1905)
Heft: 1

Artikel: Junge Mädchen von gestern und heute [Teil 1]
Autor: E.D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Junge Mädchen von gestern und heute.

E. D. Nachstehende Ausführungen sind einigen, im letzten Winter gehaltenen Vorträgen über: „la figure de la jeune fille dans la littérature moderne“ entnommen, und auf Wunsch der verehrten heimgegangenen Redaktorin, Fräulein Rott, für die Lehrerinnenzeitung in stark verkürzter Form deutsch bearbeitet, wobei die meisten der, bei der mündlichen Besprechung als Illustration herangezogenen Romane, bei Seite gelassen werden mussten.

I.

Wenn man von dem Gedanken ausgeht, dass die Litteratur die leitenden Ideen eines Volkes, einer Zeit widerspiegelt, und dass die Gestalt des jungen Mädchens diejenige poetische Blüte ist, die am unmittelbarsten dem Boden des Volkstums entsprosst, so ergibt sich aus der Vergleichung der Typen, die die klassische Litteratur uns als das Ideal des jungen Mädchens überlieferte, mit denjenigen, welche die moderne als getreues Abbild der Wirklichkeit herausarbeitet, eine ganz interessante Studie.

Was tritt uns als übereinstimmend charakteristisches Moment bei der griechischen Iphigenie und Antigone, bei Shakespear's Cordelia und Imogen, bei der klassischen Thekla, Lotte und Dorothea, ja sogar bei der „Treuen Schwester“ im Märchen von den sieben Raben, immer und überall entgegen? Ist's nicht bedingungslose Hingabe? williges Aufgehen in der Person eines andern? das Opfer ihres Glückes, ihres Willens, ihres Lebens? und das alles mit einer Selbstverständlichkeit, die nicht nur in der poetischen Anschauung, sondern in dem herrschenden Ethos als solchem, wurzelt. Daraus erwuchs mit der Zeit der ideale Typus des jungen Mädchens, nach dem alle späteren Geschlechter beurteilt und — verurteilt wurden. Denn vergleicht man mit diesem überlieferten Ideal die Gestalten, die uns heute — sei's in Büchern, sei's im Leben — entgegentreten, so bleibt in der Tat die Moderne weit hinter der Antiken zurück: das junge Mädchen von heute fordert, statt zu geben; sie behauptet sich, statt bescheiden zurückzutreten; ja sie kämpft mit allen Waffen um dieselben Güter — Selbstbehauptung, Selbstentwicklung, Selbstbestimmung —, die ihre Schwestern früherer Zeiten fraglos und klaglos hingaben. Dies wird ihr von Vielen, die noch am überlieferten Ideal festhalten, als schweres Vergehen angerechnet. Ist dem aber so?

Wie jede, im menschlichen Zusammenleben auftretende Tatsache, so hat auch diese, ihre nicht zu verkennende Ursache. Hat nicht die sogenannte gute Sitte, im Bestreben das junge Mädchen zu behüten und zu bewahren, sie eingeengt, ihr die Berührung mit dem wirklichen Leben vorenthalten, und damit ihren Tätigkeitsdrang, ihr Verantwortlichkeitsgefühl gelähmt? Hat nicht eine wohlmeinende, aber in allzu enger Lebensanschauung wurzelnde Fürsorge, sie ausschliesslich für die Ehe, als höchsten und *einzig* Lebenszweck erzogen, sie von jeglicher Berufsarbeit, von der Möglichkeit einer Weiterentwicklung, eines Auslebens der Persönlichkeit abgeschnitten? Wenn sie nun ihren Anteil am Leben — Freiheit, Arbeit, Verantwortlichkeit — fordert, darf man sie ohne weiteres zurückweisen? Man verlangt von ihr, und zwar als etwas ganz selbstverständliches, Aufopferung und Hingabe, bedenkt aber nicht, dass nur *der* geben kann, der selbst etwas besitzt; dass wirkliche Hingabe die volle Reife der Persönlichkeit, die Besitzergreifung seiner selbst, als einfache Bedingung voraus-

setzt. — Aber wie nun, wenn das junge Mädchen dies alles nicht im Hinblick für andere, sondern in erster Linie *für sich selbst* forderte? Dem ist wohl nur allzu oft so, und gerade darin verrät sich der organische Zusammenhang ihres Entwicklungsprozesses mit der grossen sozialen Bewegung. Es gab eine Zeit, da der Recht- und Besitzlose Ungemach, Armut und Ungerechtigkeit standhaft ertrug in der unerschütterlichen Zuversicht eines Ausgleichs im Jenseits, wo der Böse bestraft, der Gute belohnt würde. Heute aber geht diese Hoffnung der grossen Menge, welche die Verstandestätigkeit für die oberste Instanz hält, mehr und mehr verloren; wenn jedoch der Hunger nach Glück und Gerechtigkeit als etwas im Menschenherzen unausrottbares trotzdem fortlebt, — sollte da die Forderung eines Ausgleichs nicht berechtigt sein? Die Entwicklung des jungen Mädchens ist nur ein Ausschnitt der grossen sozialen Evolution, und unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, dürfte der „neue Typus“, den die moderne Literatur im absoluten Gegensatz zum überlieferten Ideal herausarbeitete, auch eine ganz andere Bedeutung gewinnen: er ist mehr als eine poetische Fiktion, er ist ein Zeichen der Zeit, denn er entspricht genau der Wandlung, die sich im Leben vollzogen hat.

Derselbe tritt uns in manigfacher Gestalt entgegen: In *Amerika* finden wir die „*excentric girl*“, die sich mit Leichtigkeit über alles was Brauch und gute Sitte ist, hinwegsetzt. „Sport“ und „Flirt“, das sind die beiden Pole, zwischen denen sie sich bewegt; ihre Bestrebungen in Wissenschaft und Philanthropie, ja auch ihre beachtenswerten Neuerungen auf dem Gebiete der Frauenberufarbeit tragen mehr oder weniger diesen Charakter. In *England* gedeiht das gesunde, kräftige Mädchen, dem Extravaganzen und Utopien gleich fremd sind, dem aber das Bewusstsein seines persönlichen Wertes oft eine staunenswerte Sicherheit verleiht; mit fester Hand und grosser Selbständigkeit weiss es sein Leben zu gestalten, durchzuführen, was es als recht und zweckmässig erkannt hat. In *Frankreich*, wo das junge Mädchen vor seiner Verheiratung nur eine ganz unbedeutende Rolle spielt, begegnen wir trotzdem einem interessanten Typus: sehr aufgeweckt und begabt, aber selten imstande, seinen Wissensdurst zu befriedigen, oberflächlich und leidenschaftlich, frühreif in gewissen Dingen, fällt es leichter als andere den Gefahren seiner ungezügelter Phantasie und seiner Vergnügungssucht zum Opfer. *Russland* liefert die zielbewusste Pionierin, die, auf persönliches Glück verzichtend, alles was sie hat und ist, in fanatischer Hingebung der grossen allgemeinen Sache opfert, ja sogar oft als Märtyrerin endet. In *Deutschland* endlich begrüssen wir das junge Mädchen „aus guter Familie“, das, unter der Last eines taten- und zwecklosen Daseins leidend, mutig gegen Vorurteile und Schwierigkeiten ankämpfend, Schritt für Schritt das Recht auf Weiterentwicklung, auf Arbeit und Selbständigkeit sich zu erobern entschlossen ist. So verschiedenartig die einzelnen Typen sind, *ein* gemeinsamer Zug charakterisiert sie alle: das Sehnen nach einem neuen Ideal, nach einer neuen Lebensanschauung, einem neuen Lebensinhalt. Aber nur langsam wird dies Ideal verwirklicht. Unter den Gestalten des jungen Mädchens, die uns in der neuen Literatur entgegentreten, sind ihrer viele, denen die Ahnung eines neuen Lebens wohl aufging, denen aber der Kontrast zwischen dem was ist und dem was sein könnte, nur zur vermehrten Qual wurde; andere erkannten klar und deutlich das begehrenswerte Ideal und begriffen, dass die Bedingungen zu dessen Verwirklichung *in ihnen selbst* geschaffen werden müssten; noch andere glaubten sich hinreichend befähigt, die höchsten Güter — oder was ihnen als solche er-

schien — zu erringen, und griffen fehl; einige wenige nur kamen dem ersehnten Ziele nahe. Aber in ihnen allen erkennen wir etwas Verwandtes, Lebendiges. Denn das junge Mädchen der heutigen Literatur hat gelebt, bevor es sich zum Typus kristallisieren konnte; in ihrem Wünschen und Wollen finden wir uns selbst wieder; aus den von ihr bereits durchlaufenen Wegstrecken, gleichviel ob Siege oder Niederlagen sie bezeichnen, gewinnen wir die Richtung, die wir dem eigenen Leben geben möchten.

II.

Die Entwicklung des jungen Mädchens steht in engem Zusammenhange mit der ganzen sozialen Bewegung unserer Zeit. Wie aber wird ihre Notwendigkeit begründet? Unter den Gestalten, die uns in der neuern Literatur entgegentreten, gibt es eine, bei deren Anblick man sich billig fragt, ob sie nicht eher der poetischen Fiktion als der realistischen Beobachtung angehört: die Unbewusste. Marie von Ebner-Eschenbach hat sie in ihrer Novellette in Postkarten: „Die Poesie der Unbewussten“¹ mit leichten, feinen, teilweise kaum angedeuteten Strichen meisterhaft gezeichnet. Sie lässt das ganz junge Mädchen, welches die Gattin eines Mannes wurde, der das Leben schon kannte, dicht an einer Enthüllung vorbeigehen, die mit einem Schlage ihr Lebens- und Liebesglück vernichtet hätte, wäre sie selbst nicht so vollständig harmlos und ahnungslos gewesen. Die Verfasserin scheint damit die Ansicht vertreten zu wollen, dass Unbewusstheit des jungen Mädchens schönster Schmuck und zugleich die sicherste Garantie zu ihrem Glücke sei.

Dem möchte man vielleicht beistimmen, vorausgesetzt, dass dem jungen Mädchen eine glückliche, harmonische Ehe zugesichert, dass die Berührung mit den dunkeln Seiten des Lebens ihr konsequent erspart würde. Ist dies aber denkbar bei den Kindern der Neuzeit, die, oft von Dienstboten geringen Schlages erzogen, mit mancherlei Gespielinnen in der Schule zusammengewürfelt, in Strassenbahnen usw. dem Kontakt mit den verschiedensten Individuen ausgesetzt, zudem noch in Gefahr stehen, aus irgend einer herumliegenden Zeitung einen Blick in das vor ihnen so sorgfältig verborgene „Leben“ zu tun — wie soll ihnen da der Zauber des Unbewussten bewahrt bleiben! Und doch, wie oft wird darauf bestanden, denselben wenigstens künstlich aufrecht zu erhalten, indem man, die meist unreinen Quellen der Erkenntnis konsequent ignorierend, davon absieht, zur rechten Zeit und in richtiger Weise ihre Unkenntnis zu beseitigen. Man wähnt, ihnen dadurch den Einblick in allerlei Trauriges und Schweres zu ersparen — aber wer kann sagen, wie viel ein junges Mädchen gerade durch halbes Wissen, halbes Erraten innerlich leidet? Wie oft sie, die Kenntnis der einfachsten Tatsachen entbehrend, die grossen, heiligen Gesetze der Natur und des Lebens, mit den traurigen, durch menschliche Schuld verursachten Folgen ihrer Nichtbeachtung verwechseln! Würde wirklich dem jungen Mädchen aus ihrer Unbewusstheit eine Hülfe erwachsen, wenn das Leben von ihr ein Verzichten, ein Verzeihen fordern sollte? Ist nicht gerade das einzige, was der Bitterkeit die Spitze abbricht, eben das, dass man bewusst und mit willigem Herzen das geforderte Opfer bringt? Nur so quillt Leben daraus, statt Verwüstung und Tod. — Aber, lautet wohl die Einwendung, man beraubt das junge Mädchen, dem man seine Unbewusstheit nimmt, zugleich des schönsten Schmuckes,

¹ Gesammelte Schriften, II. Band.

der Unschuld! Unwissenheit ist nicht Unschuld. Oder sollte es wirklich genügen, unwissend zu sein, um vor allem Unreinen bewahrt zu bleiben? Lehrt die Erfahrung nicht oft gerade das Gegenteil? Gibt es eine andere Möglichkeit inneren Wachstums, als bewusst das Gute zu wählen? Und setzt eine Wahl nicht Kenntnis des einen und andern voraus? Nicht, dass sie als eine Unbewusste durchs Leben geht, sondern dass sie mit allen Kräften dem nachstrebt, was lieblich und rein ist — das ist ihr wahrer Schmuck! Und wie viel hat sie, die die Schwächen des eigenen Herzens, die Gefahren des Lebens kennt, vor der Unbewussten voraus, die so oft den Menschen und den Umständen gegenüber nichts ist als eine Geopferte. Zwar vermag auch sie die Ereignisse weder zu ändern, noch aufzuhalten; aber ihr Standpunkt ist ein ganz verschiedener: statt vom Schicksal ereilt und erürückt zu werden, wächst sie über dasselbe hinaus. Wohl werden dadurch die Dinge nicht geändert; aber *sie selbst* wird eine andere; ihre latenten Kräfte werden wach, sie reift innerlich, sie treibt tiefere Wurzeln, und trägt so einen Gewinn davon, für den nicht leicht ein Preis zu hoch sein möchte. Braucht es mehr, um das Recht des jungens Mädchens, *nicht* als eine Unbewusste durchs Leben zu gehen, darzutun?

Die Bedingung zum Obsiegen liegt nicht in den mehr oder weniger günstigen Zufälligkeiten der Umwelt, sie liegt in uns selbst; sie heisst Entwicklung, einfacher ausgedrückt Wachstum. Und was ist Wachstum anders als die elementare Betätigung des Lebens! Wie oft aber halten wir gerade die Symptome geistigen Lebens für anormal, weil wir sie mit den von ihnen fast unabtrennbaren Begleiterscheinungen — Irrtümern, Übertreibungen, Rücksichtslosigkeiten — verwechseln. Der Buchenkeimling, der die ihn umgebende Hülle sprengt, und die sich entwickelnde Menschenpflanze, das junge Mädchen, das in mannigfache, innere Kämpfe, oft in schwere Konflikte gerät, sie gehorchen beide denselben Gesetzen des Lebens, das nach Betätigung drängt, drängen muss. Es ist das Bedürfnis nach Entwicklung, der unstillbare Tätigkeitsdrang, der Gabriele Meldorf¹, dazu treibt, das bequeme, in tausend unnötige Kleinigkeiten sich auflösende Leben, das vor ihr liegt, mit einem arbeitsreichen, verantwortungsvollen zu vertauschen; der sie später gar dazu veranlasst, von der Krankenpflege zum Berufe eines Arztes überzugehen, weil sie einsieht, dass sie nur so ihre Gaben und Fähigkeiten voll entwickeln und in freiem Dienst an andern brauchen kann. Entwicklung ist nicht das Vorrecht einiger bevorzugter Individuen, noch weniger das schrankenlose Ausleben einiger philosophischer Adepten; sie ist das Recht jedes einzelnen, mehr noch: sie ist Pflicht. Denn ist nicht der einzelne der Gesamtheit nützlicher, je besser seine Gaben und Kräfte entwickelt sind? Damit ist auch die alte Streitfrage nach dem Recht der freien Entwicklung im Verhältnis zur Entwicklung anderer, Gleichberechtigter, unter einen neuen Gesichtswinkel gerückt: Ebenso wie das Gesetz unseres Wachstums, so liegt auch das Kriterium des Konfliktes von Pflichten gegen uns und gegen andere, in uns selbst: die Grenzen der Entwicklung der Persönlichkeit sind in der Entwicklung des Gewissens gegeben.

Wenn das junge Mädchen sich ihres Rechtes auf Entwicklung bewusst wird, so greift sie mit richtigem Instinkt nach dem, was sie innerlich frei und äusserlich unabhängig machen könnte: nach Arbeit. Gabriele Reuter hat sie ergreifend gezeichnet,² die Leiden eines, im Hinblick auf die Ehe als *einzig*

¹ Frei zum Dienst. Eine Diakonissengeschichte von Luise von Algenstädt.

² in: „Aus guter Familie“. Die Leiden eines Mädchens, von Gabriele Reuter.

Daseinsmöglichkeit erzogenen Mädchens, das zugleich mit ihrer Blüte und Frische, eine nach der andern alle Gelegenheiten zum Heiraten entschwinden, sich selbst einem taten- und zwecklosen, einem absolut freudlosen Dasein entgegenaltern sieht und das, mit zunehmender Bitterkeit und Herzensangst in Nervosität und Hysterie verfallend, — mit etlichen dreissig Jahren — in einer Anstalt versorgt werden muss! Und dies ist nicht etwa ein vereinzelter, abnormer Fall — hier handelt es sich um einen, in zahllosen Varianten verbreiteten Typus! Brach liegende Kräfte, vertändelte Zeit, eine geknickte Gesundheit, ein leeres Herz — und vor sich endlose Jahre ohne Sonnenschein! Wie anders, wenn fröhliche Arbeit den Körper frisch erhält, das Herz ruhig und unbefangen, die Zeit kostbar, das Leben lebenswert macht! Wenn der ganze, grosse, verborgene Schatz an Kräften und Gaben, an Tätigkeitsdrang und Hingebung, der brach liegen müsste, bis ein Freier ihn zu heben geruht, nun verwertet und verwendet werden darf in irgend einer, mit Begeisterung erwählten Berufsarbeit (die ja keineswegs an sich ein Hindernis zur Ehe ist). Berufsarbeit? Sollte das junge Mädchen „aus guter Familie“, bei der in erster Linie die ethische Seite der Arbeit in Frage kommt, Anspruch auf *Berufsarbeit* machen dürfen, in einer Zeit, wo sich in den doppelt und dreifach überlaufenen Erwerbszweigen bereits eine so bittere Konkurrenz der Geschlechter herausgebildet hat? Soll die Not derjenigen jungen Mädchen, die um ihr Brot kämpfen, noch grösser werden? Die Statistiken ergeben mit erschreckender Übereinstimmung, dass Frauen fast überall um $\frac{1}{3}$ weniger bezahlt werden als Männer! Das Angebot übersteigt die Nachfrage, daher wird Frauenarbeit so billig berechnet, antwortet man etwa. Aber der wirkliche Grund dieser geringen Wertung liegt viel eher darin, dass aller Frauenarbeit von vornherein der Makel der Minderwertigkeit anhaftet. Und wohl nicht immer mit Unrecht, denn sei es, dass das junge Mädchen für eine alternde Mutter oder jüngere Geschwister zu sorgen hat, sei es, dass die verheiratete Frau, um den Kindern Brot zu schaffen, mit dem Manne oder gar für ihn zu verdienen genötigt ist — immer gebricht es ihr an Zeit und an Geld zu einer regelmässigen *beruflichen Ausbildung*. So kann sie selbstverständlich nicht Anspruch darauf erheben, gleich bezahlt zu werden, wie der fachlich geschulte Mann; sie muss froh sein, überhaupt Arbeit zu bekommen. Wie kann diesem Elend abgeholfen werden? Nicht allein durch Eröffnung neuer Berufszweige, noch durch Erlassung von Schutzgesetzen, oder gar durch Gewährung einzelner Vorteile, sondern in erster Linie dadurch, dass die Notwendigkeit einer tüchtigen, sei's beruflichen, sei's akademischen oder künstlerischen Ausbildung für das junge Mädchen ebenso wie für den jungen Mann, anerkannt und ermöglicht wird. Und dies sei vor allem die Aufgabe des jungen Mädchens aus guter Familie, ihr, der Zeit und Mittel zu ihrer Ausbildung zur Verfügung stehen: den Makel der Minderwertigkeit, der wie ein Fluch die Frauenarbeit darniederdrückt, aufzuheben, und mit der Tat zu beweisen, dass sie nicht notwendigerweise geringeres leistet, sofern man ihr dieselben Chancen zur Ausbildung gewährt, wie dem jungen Mann.

Aber wird sie nun dadurch, dass sie besser geschult und vorbereitet ist, als viele ihrer Schwestern, nicht ihrerseits wieder eine gefährliche Konkurrentin derselben? Wenn sie, die ihr Recht auf Arbeit in erster Linie nur des idealen Gewinnes willen geltend macht, davon absieht, einen der schon überlaufenen Berufszweige zu ergreifen, sondern neue Wege, neue Möglichkeiten für sich und Andere schafft; wenn sie das Risiko eines Unternehmens, missglückte Versuche,

langes, vielleicht aussichtsloses Warten tapfer auf sich nimmt, um neue Arbeitsgebiete zu erschliessen, und sie Vielen zugänglich zu machen, — kann sie da noch der Vorwurf treffen, andern ihr Brot wegzunehmen? Aber wäre es nicht am besten, sie würde, um Missstände zu vermeiden, einfach auf den Lohn ihrer Arbeit verzichten? Wer einmal über diese Frage nachgedacht, weiss, dass dem nicht so sein darf. (Was natürlich nicht ausschliesst, dass neben der bezahlten, die freiwillige Liebesarbeit immer ihr Recht behaupten wird.) Und zwar nicht bloss deshalb, weil jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist, oder weil erworbenem Gelde ein erzieherischer Wert innewohnt, sondern weil es falsch wäre, den jetzt bestehenden Unterschieden zwischen solchen, die arbeiten müssen, und solchen, die es nicht müssen, einen weiteren hinzuzufügen, zwischen denjenigen, deren Arbeit bezahlt wird, und andern, die arbeiten ohne Bezahlung. Arbeit, das Recht auf Arbeit, der Segen derselben in ethischer und ökonomischer Beziehung, sollte uns untereinander solidarisch verbinden — nicht trennen. Ob es wohl dem jungen Mädchen vorbehalten sein mag, die grosse heilige Bedeutung der Arbeit zu verwirklichen, sie von den ihr anhaftenden Vorurteilen zu befreien?

Fortsetzung folgt.

„Für die Reform im fremdsprachlichen Unterricht.“

Erwiderung.

Wir arbeiten nicht für den fremdsprachlichen Unterricht und haben den Aufsatz von W. Münch über „das Schwanken der Methoden im fremdsprachlichen Unterricht“ nicht gelesen. Wir schauen nicht von hoher Warte herab auf alle die einzelnen Bewegungen im Schulwesen. Aber, zurückgezogen von der Schule, freuen wir uns, wenn wir an unserem bescheidenen Plätzchen noch etwas von dem frischen Hauch zu spüren bekommen, der durch das ganze Lehrwesen geht, und haben deshalb mit Interesse den Aufsatz: „Für die Reform im fremdsprachlichen Unterricht“ von E. N. Baragiola gelesen. Und wir haben nicht nur einen kühlen Hauch, sondern eine ganz empfindliche Bise verspürt.

Wir kennen E. N. Baragiola nicht. Aber wir denken, dass es eine junge Lehrkraft ist, deren Feuereifer für die neue Sache wir es zugute halten müssen, wenn sie mit Verachtung von einer Methode redet, deren sich die meisten ihrer Kolleginnen bedienen, und wenn sie sich immer wieder verleiten lässt, nicht nur der verachteten Methode, sondern auch ihren Vertretern energisch auf den Leib zu rücken. Sie glaubt ja wohl selber nicht im Ernst an eine allgemeine Gleichgültigkeit, Flauheit und Untapferkeit unter den Lehrenden und weiss gut, dass man aus andern als den angedeuteten Gründen der von ihr so laut gepriesenen Methode ablehnend begegnen kann.

Wir reden mit E. N. Baragiola gerne einer tüchtigeren, gründlicheren Berufsbildung das Wort. Wir werden uns herzlich freuen, wenn diese bessere Ausbildung einmal alle Lehrenden, die es danach gelüftet, befähigen wird, nach einer Methode zu greifen, deren sich nach E. N. Baragiola und auch nach unserer Überzeugung gegenwärtig nur wenige Bevorzugte erfolgreich bedienen. Eine Methode aber, die an den Lehrenden Ansprüche stellt, denen er unmöglich nachkommen kann, (und wir wollen doch nicht so ungerecht sein, den Lehrer für diese Unmöglichkeit verantwortlich zu machen), eine solche Methode ist